

Illyrisches Blatt.

ZEITSCHRIFT

f ü r

Vaterland, Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Nr. 66.

Dinstag den 15. August.

1848.

Altflavische Trachten in Krain.

Von Leopold Kordesch.

Alle Völker der Erde unterscheiden sich durch die Eigenthümlichkeiten ihrer Lebensweise, Sitten, Gebräuche und Trachten von einander. Wer daher die Geschichte eines Volkes studirt, muß auch auf die Tracht desselben sein besonderes Augenmerk richten. Ich glaube den Freunden der Slaven, welche in gegenwärtiger Zeit eine so wichtige Rolle auf dem europäischen Welt-Theater zu spielen beginnen, einen Dienst zu erweisen, wenn ich hier in einem kurzen Auszuge aus Anton Linhart's: „Versuch einer Geschichte von Krain“ die Trachten unserer Väter aufgefrißt vorführe.

Um die Zeit, als die Wanderungen der Slavenstämme begannen, war auch die Kleidung derselben der Einfachheit und dem damaligen Zustande ihrer Bildung angemessen. Die ersten Slaven, die von der Donau her nach Illyrien kamen, waren am Oberleibe mit unbearbeiteten Thierhäuten bekleidet. Die Bedeckung des Unterleibes kann nicht bestimmt angegeben werden, doch dürfte ein weites, togaähnliches, bis an die Fersen reichendes Gewand aus Leinwand dieselbe ausgemacht haben. In der Schlacht warfen sie zur besseren Behendigkeit die Oberleibsbekleidung gänzlich weg und waren bis auf die Hüften nackt, woraus zu vermuthen ist, daß das Hemdtragen trotz dem, daß sie die Kunst des Webens verstanden, erst in späterer Zeit aufkam.

Ein Mantel (plajš), der von den Schultern bis an die Waden reichte, verdrängte zuerst die Thierhaut. Später gaben sie dieser Art Bekleidung Aermel, machten sie enger und bildeten sogestaltig einen Rock (suknja) daraus. Die Weste, oder das Leibel, welches bei dem gemeinen Manne in Krain erst seit einigen Jahren mehr in Schwung kommt und hie und da noch gänzlich entbehrt wird, lernten sie erst später kennen. Die Beinkleider der alten Krainer waren einst sehr weit, wie man solche noch heut zu Tage in Croatien sieht, und aus grobem, leinenen Zeuge. Man nannte sie hala, daher hlače (Hosen). Ihre Kopfbedeckung bestand in einer Mütze, die sie klobuk nannten, welches Wort aber jetzt in den meisten slavischen Mundarten einen Hut bezeichnet. Man sieht zwar noch jetzt häufig Mützen, allein in Unter- und Oberkrain sind diese von so verschiedener Gestalt, daß die

Eigenthümlichkeit der alten darin verloren gegangen ist, die ohne Zweifel hoch, etwa nach Art der heutigen Dalmatiner, gewesen seyn müssen.

Ihre Fußbekleidung hieß črev, daher das heutige čevel, auch črevel, und wird wohl den jetzigen sogenannten Spanken der Croaten, bestehend aus dicken Sohlen, oben mit Riemen nach orientalischer Art bis an den Knöchel zusammengeschnürt, nicht unähnlich gewesen seyn. Stiefel und Strümpfe kannten sie nicht; auch wären ihnen erstere bei ihren langen Beinkleidern unnöthig gewesen.

Die Frauenkleidung wird in der ältesten Zeit von jener der Männer fast gar nicht verschieden gewesen seyn, bis sie erst nach und nach immer mehr von der männlichen abwich. Zur Bedeckung der Brust diente ihnen wahrscheinlich ein grobes Halstuch mit Saum, welches sie rubača nannten. Noch ist bei allen Slavinen das Gefäumte und Gefaltete sehr beliebt, und besonders den Oberkrainerinnen eigen, Alles in zierliche Falten zu legen. Das kurze Hemd (ožpetel) und der Kittel (mezlanka, von mezza lana, ein Zeug, halb Wolle halb Linnen), besonders ersteres, wird am Arm und auf der Brust in unzählige kleine Falten gelegt, was sehr gut läßt. Linhart glaubt, daß jenes ursprüngliche Halstuch bei den Weibern später wahrscheinlich in ein kurzes Hemd überging. Auf dem Kopfe trugen sie eine Art Haube oder Kopfstuch, welches čepac hieß. Unsere heutigen Krainerinnen tragen ein weißes, mousselinenes Haupttuch und nennen es peča. Man vermuthet, daß hier die Consonanten verwechselt wurden und daß es čepa, von der originellen Kopfbedeckung der Slavinen, heißen sollte. Neben der peča sind noch jetzt Hauben verschiedener Art im Gebrauch, von denen sich die sogenannte savijača der Oberkrainerinnen durch eigenthümliche Einfachheit besonders auszeichnet.

Die Mädchen unterschieden sich durch ihren Kopfschmuck von den Weibern. Die Krainerinnen hatten einen schwarz-sammetnen, drei bis vier Finger breiten Kranz (čapel), rückwärts mit Flittergold aufgepußt. Zur besonderen Zierde gehörten flimmernde Häkchen auf der Brust und ein mit Messing, Zinn oder auch Silberdraht beschlagener, lederner Gürtel (pas). Die Haare flochten sie in zwei Zöpfe (kite) und wanden sie um einen messingenen Reif, an der Stirne

mit einem Sammetband befestigt, zu einem Kranze. Auch wurden bei besonderem Puzze die Zöpfe fliegend getragen, was man noch heutiges Tages in Oberfrain in mehreren Gegenden sieht, so z. B. in Steinbüchel, meinem Geburtsorte, dann in Kropp, Radmannsdorf, Welses, Wehe in zc. Es versteht sich von selbst, daß die letztbeschriebenen Trachten der Weiber und Mädchen mehr einer neuern Periode angehören, wie solche stufenweise sich heranbildeten und zum Theile noch der gegenwärtigen Zeit geblieben sind.

Das Frühstück.

Novellette von Franz Wilhelm von Siebenhüener.

„In Ihrem Knopfloche hängt das Ehrenzeichen der Tapferkeit, Onkel! Niemand darf daher bezweifeln, daß Sie ein muthiger Soldat gewesen sind. Aber, was ist denn eigentlich der Muth? Ich glaube, es gibt eine Gränze desselben, über welche hinaus das, was wir Muth nennen, wohl nicht viel mehr als Brutalität, dreiste Herausforderung des Schicksales ist. Es ist natürlich, daß ich hier nicht von jener moralischen Kraft spreche, welche uns befähigt, der Tugend — dem Rechte — einer übernommenen Pflicht auch die herbsten Opfer zu bringen; nicht von jener Seelenstärke, die uns erhebt über die Anfälle kleinlichen Entsetzens vor schwerem Unvermeidlichen — über kindische Verzweiflung bei dem Hereinbrechen selbst verschuldeten oder unverdienten Unglückes. Ich meine vielmehr die Unerforschlichkeit, das Bewußtseyn materieller Kraft, welches mehr oder minder in jedem Nichtfeigling ausgebildet, sich so gerne mit der Gefahr Aug' im Auge sieht. Mit einem Worte, lieber Onkel! damit ich die einfache Frage nicht weiter umschreibe: ich möchte wissen, was Sie empfunden, da der Schall des ersten Kanonenschusses, der ersten Schlacht von den vielen, die Sie mitmachten, an Ihr Ohr schlug.“

Der Hauptmann ließ mich einige Augenblicke ohne Antwort, und es schien, als ob er sich Mühe gebe, die gewiß ernsteste Stunde seines Kriegerlebens sich recht deutlich in's Gedächtniß zurück zu rufen. Ein leises Lächeln spielte dann um die dünnen Lippen, doch war nicht anzunehmen, ob dieses Lächeln seinen Erinnerungen, oder ob es der Frage selbst gelte.

Indeß umging er die Antwort. „Siehe!“ sagte er, „ich bin grau geworden in Feldlagern; bin mehr als fünfzig Mal dem feindlichen Feuer gegenüber gestanden in Schlachten, in größeren und kleineren Scharmüßeln; dennoch ist meine Haut immer heil geblieben, ich habe sie unverletzt mitgebracht in meinen Invalidenstand. Da ging ich einst in meiner Wohnung über die Stiege hinab, glitschte aus und verlor das Gleichgewicht. Unten in der Hausflur fiel ich mit der Brust auf die Schneide eines Scheites Holz, das des Hausmannes muthwilliger Junge aus dem Hinterhofe herbei geschleppt hatte, vielleicht, seine kindische Kraft auf die Probe zu stellen. Dieser Fall, und wenn Du willst, jener Muthwille eines siebenjährigen Knaben haben ernstere Folgen für mich gehabt, als alle fünfzig Affairen und alle Feld-

fatiguen mich erfahren ließen. Meine Brust wird nie wieder heil werden, der Schwamm, welcher ihre linke Seite bedeckt, wird mich frühe genug in's Grab legen.“

Ich verstand den alten Mann; seine Geschichte sollte mir sagen, man könne überall umkommen und allenthalben wohlbehalten bleiben, wie's nun gerade kömmt, oder vielleicht auch kommen soll — wozu also eine nutzlose Furcht? und wo die nicht ist, ist wohl auch Muth.

„Also niemals ein Erzittern, Onkel,“ begann ich wieder — „und auch nicht vor dem Tode?“

„Niemals,“ war die Antwort — „niemal, auch nicht vor dem Tode.“ Aber der schwankende, unsichere Ton, mit welchem er dieses „Niemals“ aussprach, konnte doch nicht ganz für eine Bestätigung des Gesagten gelten. „Und in der That,“ fuhr er nach einer kleinen Weile fort: „es gibt wohl Lagen auch für den muthigsten Soldaten, die das Blut in's Herz zurück treiben, d. h. dieses in einen unsicheren Taft bringen. Aber der offene Kampf, die freie, Kraft aufrufende Wehr soll dieß nicht kennen. Was es aber kann, ist der Verrath, der elende, meuchelnde Verrath.“

„Sind Sie diesem auch begegnet, Onkel?“

„Ein Mal, ja, und dieses ein Mal ging über manche Schlacht. Es war im Jahre 1814, nach dem Frieden von Paris, als das Regiment, zu welchem ich gehörte, seinen Rückmarsch aus Frankreich antrat und, der Gränze schon nahe, eines Morgens eine wunderschöne Gegend durchzog. Ein Theil der Officiere ritt hinter der Truppe, bald in größeren, bald kleineren Entfernungen von dieser sich haltend. Zwei Lieutenants und ich — damals regierender Fähndrich, hielten gewöhnlich zusammen. Da erblickte Einer von uns, etwa 500 Schritte von der Heerstraße ab, eine einzeln stehende Mühle.“

„Wie wäre es, wenn wir dort frühstückten?“ fragte einer der Lieutenants uns zwei Andern.

„Gut,“ war die Antwort, „wir werden nicht vermisst werden, in einer halben Stunde sind wir wieder bei der Truppe. Und vor zwei Stunden erreicht diese noch nicht die Station. Versuchen wir's!“

Gesagt, gethan. Wir blieben noch etwas zurück und sprengten dann, als uns Niemand vom Regimente mehr bemerken konnte, mit verhängtem Zügel der Mühle zu.

Am Hofthore derselben stand ein junger, wohlgekleideter und auch nicht unfreundlich aussehender Mann.

„Können wir hier eine Tasse Kaffee oder Chocolate erhalten?“

„So viel Sie befehlen, meine Herren!“ war die sogleiche Antwort, „vielleicht ist Ihnen ein junges Huhn oder dergleichen ebenfalls gefällig?“

Wir erklärten, daß wir auf eine lange währende Zubereitung unseres Frühstückes nicht würden warten können und baten, uns zu geben, was am schnellsten fertig zu machen ist, was der Müller uns denn auch zugestand.

Mittlerweile waren wir von den Pferden gestiegen und führten diese nun in den Mülhthof. Aber es fand sich dort nichts vor, an das die Thiere hätten angebunden werden

können. Der Müller erklärte nun seine Bereitwilligkeit, die Pferde einstweilen in seinem Stalle unterzubringen und auch für deren Bedürfnisse besorgt zu seyn. Ein Paar Mühlknechte, welche neugierig auf den Hof herab gekommen waren, erhielten deshalb die erforderlichen Aufträge. Doch drückten wir den Wunsch aus, daß die Sättel nicht abgenommen nur etwas nachgelassen werden mögen.

Der Müller selbst führte uns in's Haus und in die zwar kleine, doch freundliche, beinahe elegant eingerichtete Wohnstube. Ein junges Weib, mit einem Säuglinge am Arme, erhob sich, als wir eintraten, und erwiderte, nicht ohne Grazie, unsern Gruß. Dann sagte der Müller seiner Gattin unser Begehren. Diese erklärte ihre Bereitwilligkeit.

„Nein, nein!“ fiel ihr der Müller ein, „bleibe Du immerhin in der Stube. Du hast diese seit Deinem Wochenbette noch nicht verlassen; Margot wird schon das Nöthige besorgen. Ohnehin muß aus dem nahen Dorfe da hinter dem Walde erst eine fette Milch herbeigeholt werden. Vorläufig werde ich selbst ein gutes Stück von Schinken und eine Flasche von reinem, unverfälschten Hausweine besorgen. Der Kaffeh wird mittlerweile vorbereitet werden.“

Wir fanden es sehr artig von unserem Wirthe, daß er uns die Gesellschaft seiner ganz hübschen Gattin nicht zu entziehen gedachte. So viel wir im Französischen fort konnten, fehlte es auch nicht an unserem Bemühen, ihr angenehm zu werden. Die Unterhaltung erhielt sich so ziemlich gut im Gange.

Der versprochene Schinken und Wein ließen etwas auf sich warten; doch erschien der Müller endlich damit, und wir waren sehr guter Dinge. Zwar war die halbe Stunde, die wir unserem Abstecher eingeräumt hatten, nahe am Ablausen, „aber wenn wir unsere Pferde gut ausziehen lassen,“ hieß es, „erreichen wir das Regiment noch lange vor der Station.“

Gut! — wir aßen, tranken, und brachten Gesundheit aus auf die Hausfrau, ihren Säugling und ihre ganze, noch zu erwartende Nachkommenschaft.

Der Müller hatte sich wieder entfernt.

„Ich will nach den Pferden sehen,“ sagte ich nach einer Weile, „vielleicht kommt mittlerweile auch der Kaffeh.“ Ich verließ die Stube, schritt über den Hof, in welchem ich mehrere Menschen versammelt fand, die ich für sehr neugierig erklärte, und hatte bald den Stall aufgefunden. Den Pferden hatte man frisches Heu vorgesteckt, das ihnen sehr wohl zu behagen schien, aber sie auch abgesattelt. „Hm!“ dachte ich, „das war eine unnütze Arbeit.“

Wieder kehrte ich in die Stube zurück; aber der Kaffeh war noch nicht gebracht worden. Auch der Müller war noch immer nicht zu sehen.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Mittel gegen die Cholera. — Wer von der violetten Menschenfresserin Cholera nicht befallen seyn will, sey mäßig und heiter. Aber nicht zu mäßig (nicht etwa knickerig), lieber etwas mehr heiter, so was man „fidel“ zu nennen

pflegt. Dazu ist vor Allem nöthig, daß man sich bei Zeiten nach lustiger Gesellschaft umsehe und sich alle ängstlichen Leute vom Hals schaffe. Ist dieß geschehen und die Cholera rückt ein, so trachte man, täglich Gesellschaft bei sich zu sehen, bewirthe die Gäste gut und arrangeure d'après le goût allerhand Parthien, wobei ein gutes Glas magenstärkenden Weines nicht fehlen darf; solches wirkt viel besser, als Leibbinden. Mit Nerzten lasse man sich nur dann ein, wenn sie gute Gesellschafter sind und nicht gleich jeden Zintenleck für ein Symptom der Cholera morbus halten. Obst, Gurkensalat und Thee müssen vermieden werden, wogegen aber Chocolate und guter Roßbraten, Wildpret und Beefsteak bestens zu empfehlen. Wird Einem unwohl, so fürchte man sich nicht, denn die Cholera beginnt nie mit Unwohlseyn; bekommt man aber Diarrhöe ohne Schmerzen, so nehme man, wenn es thunlich, ein möglichst kaltes Bad, trinke dann ein Glas Wasser und zwei Glas warmen, guten Roßwein und lege sich zu Bett; man wird bald einschlafen und auf die Cholera vergessen. In den nächstfolgenden Tagen spiele man Abends wieder fleißig Whist, Preference, Schach oder dergleichen unter munteren Gesellschaftern und alles wird gut seyn. Diese Mittel sind unfehlbar.

Neues Mittel gegen die asiatische Cholera.

— In „Londoner Blättern“ wird als neues Mittel gegen die asiatische Cholera „Naptha“ vorgeschlagen. Es soll von einem Arzte in Circassien herrühren und wurde durch Herrn Guthrin der k. Medico-Botanical Society mitgetheilt. Die Wirkung dieses Mittels soll wunderbar seyn. Die Diarrhöe hört sogleich auf, die Lebensgeister werden wieder erweckt und die Wärme der Haut, die schon durch die Kälte des nahen Todes erstarrt war, wird wieder hergestellt. Die Anwendung muß durch Erfahrung erst geregelt werden.

Italienische Zeitungslüge.

— Im Mailänder Journal „Il Folleto“ vom 31. Juli list man: Gestern war hier das Gerüde, es sey ein Courier vom Kriegsschauplatz angekommen, der den Weg von 5 Miglien auf den Leichen der Croaten gemacht haben soll. Wenn man nun die Länge und die Breite des zurückgelegten Weges berücksichtigt, so müssen 3 Millionen Leichen, die sich von Kleien und Unschlitt nährten, gelegen seyn. Welch' ein herrlicher Dünger für unsere Felder.

Eine Verordnung der Mailänder prov. Regierung.

— Laut „Mailänder Zeitung“ vom 31. Juli durfte Niemand jene Stadt verlassen, ohne zuvor das Zwangsdarlehen erlegt zu haben, und alle Mailänderinnen wurden aufgefordert, einen Theil des Tages in der Zubereitung der Patronen im National-Pallaste zu verwenden.

Ratten. — In den unterirdischen Räumen des Justizpallastes zu Paris fand seit längerer Zeit ein seltsames Geräusch Statt, das man durch den Versuch, einen Minengang zu treiben, erklären wollte. Nun hat man die Entdeckung gemacht, daß es von einer ungeheueren Menge von Ratten berührt, die den Keller des Gebäudes erfüllen und alles annagen, was sich daselbst findet.

Papierkorb des Amüsanten.

„Wer sind Sie, meine Gnädige, daß Sie sich im Omnibus gar so breit machen, als wenn er für Sie allein da wäre?“ fragte unlängst in Wien Jemand eine vornehmthuende Dame, die in einen Gesellschaftswagen eingestiegen war. „Mein Gemahl“ entgegnete sie, „ist derzeit k. k. Regierungsexpeditiionsregistraturprotocollstaatsschuldentilgungsfondscassendirectionsabjuncten-Supplent!“ —

Ein englischer Marquis machte sich dieser Tage den Spaß, mit seinen Freunden auf der Eisenbahn in der vier-

